GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Was ist normal? Normalität - Behinderung - Geschlecht

Schildmann, Ulrike

1999

https://doi.org/10.25595/2126

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schildmann, Ulrike: *Was ist normal? Normalität - Behinderung - Geschlecht*, in: Groth, Sylvia; Rásky, Éva (Hrsg.): Frauengesundheiten (Wien: Studien Verlag, 1999), 13–25. DOI: https://doi.org/10.25595/2126.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Studien-Verlag

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Sylvia Groth, Éva Rásky (Hg.)

Frauen gesundheiten

STUDIENVerlag
Innsbruck-Wien

Gedruckt mit Unterstützung der Fachabteilung für das Gesundheitswesen des Landes Steiermark und durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr.

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Frauengesundheiten / Sylvia Groth ; Éva Rásky (Hg). - Innsbruck ; Wien : Studien-Verl., 1999

ISBN 3-7065-1386-2

© 1999 by StudienVerlag Ges.m.b.H., Amraser Straße 118, A-6010 Innsbruck
e-mail: studienverlag@netway.at
homepage: http://www.studienverlag.at

Umschlag und Satz: STUDIENVerlag/Bernhard Klammer

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort – Günter Dörflinger ____ 6
Vorwort der Herausgeberinnen ____ 7
Zu den Beiträgen in diesem Buch ____ 9

Ulrike Schildmann
Was ist normal? Normalität – Behinderung – Geschlecht ____ 13

Ilse Vollmar-Hesse
Klinik, Karriere, Kongresse, Kinder – Reflexionen einer Hochschulfrauenbeauftragten zu den vier „K"s von Klinikerinnen ____ 26

Éva Rásky
Schöne Aussichten für Ärztinnen in Österreich ____ 33

Margarethe Hochleitner
Schlagen Frauenherzen anders? Herzerkrankungen und Geschlecht am Beispiel Tirol ____ 45

Juliane Beck
Selbsthilfe als informierte Entscheidung ____ 57

Regina Stolzenberg
Brustkrebs – eine politische Erkrankung und soziale Strategien zu ihrer Behandlung ____ 68

Sylvia Groth
Bewegte Frauengesundheit. Die österreichische Frauengesundheitsbewegung und die frauenspezifische Gesundheitsförderung des Frauengesundheitszentrums Graz ____ 82

Éva Rásky
Fürs erste sind die Würfel gefallen, und nichts ist passiert. Das Dilemma von Public Health und der Frauengesundheitsforschung in Österreich ____ 96

Autorinnen ____ 108
Das Frauen-Forum-Medizin Österreich ____ 109
Adressen der Frauengesundheitszentren in Österreich ____ 111

Was ist normal? Normalität – Behinderung – Geschlecht

Ulrike Schildmann

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit grundlegenden Fragen zu dem Verhältnis zwischen Normalität und Behinderung. Das Thema ist von hoher Aktualität und gleichzeitig von grundlegender Bedeutung für das Fach, welches schwerpunktmäßig mit Behinderung und behinderten Menschen befaßt ist, die Behindertenpädagogik. Behinderung wird immer definiert im Verhältnis zu Normalität, die ihrerseits in sozialen Zusammenhängen immer geschlechterspezifische Form annimmt.

Der Beitrag ist in zwei Teile gegliedert: Der erste Teil beschäftigt sich mit der Aktualität des Themas und mit meinem Forschungszusammenhang; der zweite Teil zeigt Ansatzpunkte der wissenschaftlichen Erforschung des Zusammenhanges von Normalität, Behinderung und Geschlecht. Dabei wird deutlich, daß zu dem Verhältnis zwischen Behinderung und Geschlecht bereits Denkansätze entwickelt worden sind, während das gesellschaftliche Phänomen Normalität eine insgesamt noch kaum und in der Behindertenpädagogik noch gar nicht wissenschaftlich analysierte Konstruktion darstellt.

Aktualität des Themas und Forschungszusammenhang

Zur Aktualität des Themas

„Geistig behindert ist auch normal", so lautet einer der Slogans der Aktion Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland im Jahr 1998. Ein anderer Slogan – hier der Lebenshilfe für geistig Behinderte, entnommen aus den Ethischen Grundaussagen der Bundesorganisation – heißt: „Es ist normal, verschieden zu sein." Es deutet sich eine neue Entwicklung an: Mit Normalität wird geworben, und zwar von Menschen und Institutionen, die sich mit dem gesellschaftlichen Phänomen Behinderung und mit der gesellschaftlichen Marginalisierung behinderter Menschen auseinanderset-

zen. „Wir sind Menschen wie ihr auch" oder „Menschen wie alle anderen", so hießen die entsprechenden Slogans vor 20 Jahren, z. B. der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung in der Bundesrepublik Deutschland. Neuerdings zeigt sich eine Veränderung weg von der dichotomen Vorstellung „normal oder behindert" hin zu einer Pluralität: Jeder Mensch sei anders und darin seien alle wiederum vergleichbar und – so gesehen – normal.

Diese neue Sichtweise hat ihre Grundlage in unterschiedlichen sozialen Bewegungen; soweit die Behindertenpädagogik als Disziplin an dem Prozeß beteiligt ist, spielt das „Normalisierungsprinzip" eine entscheidende Rolle. Dabei handelt es sich um einen internationalen Reformansatz der Behindertenpolitik und Behindertenpädagogik, der Ende der 50er Jahre von Dänemark ausging, später auch von Schweden sowie den USA und Kanada. Dieser Reformansatz konzentriert sich auf das soziale Verhältnis zwischen Nichtbehinderten und Behinderten und will insbesondere für Menschen mit einer geistigen Behinderung normale, d. h. durchschnittliche Lebensbedingungen herstellen und die sozialen Rollen gesellschaftlich marginalisierter Menschen neu definieren und vor allem aufwerten. (Vgl. v. a. Bengt Nirje, 1992, 1994; Wolf Wolfensberger, 1991; Ulrike Schildmann, 1997)

Auffällig ist dabei folgendes: Die „Normalität", die zum Ausgangspunkt oder zum Bezugspunkt von Behinderung genommen wird, wurde bisher noch nie und von niemand näher erforscht; untersucht wird vielmehr nur die Form der Abweichung, in diesem Falle Behinderung.

Wenn wir aber nun die unterschiedlichen Formen von Normalität und ihre Wandlungen im Verlauf der Zeit untersuchen wollen, dann handelt es sich für das Fach Behindertenpädagogik um Grundlagenforschung. (Ähnliches könnte für Medizin und Psychiatrie festgestellt werden.)

Systematische Forschungsansätze auf diesem Gebiet gibt es bisher noch kaum, auch wenn schon 1928 Heinrich Hanselmann den Begriff Normalität reflektierte und Karl Josef Klauer 1960 auf die kulturelle Bedeutung der Durchschnittsnorm hinwies. Auf einem Symposium der Deutschen Forschungsgemeinschaft zum Behinderungsbegriff im Jahr 1976 spielte die Kategorie Normalität keine bedeutende Rolle in der fachinternen Debatte. (Vgl. Arbeitskreis Sonderpädagogik, 1976) In jüngerer Zeit scheint aber die Notwendigkeit der Reflexion des Verhältnisses zwischen Normalität und Behinderung doch hier und da gesehen zu werden: ich verweise auf Arbeiten von Christian Mürner (1982), Christian Lindmeier (1993) und Iris Beck et al. (1996).

Mir persönlich springt die Notwendigkeit einer systematischen Bearbeitung immer dann ins Auge, wenn ich die spezifische Fachrichtung, welche ich vertrete, nämlich die „Frauenforschung in der Behindertenpädagogik", in ihrer Entwicklung und ihrem Grundanliegen betrachte: Wie

die allgemeine feministische Forschung hat dieses spezielle Fachgebiet von Anfang an einen kritischen Blick gelenkt auf das, was unter weiblichen Lebenszusammenhängen (und dabei weiblicher Normalität) zu verstehen sei, die nämlich zur Unterdrückung des weiblichen Geschlechts führen und Emanzipationsbestrebungen hervorbringen. In diesem Rahmen der Frauenforschung haben sich einzelne Autorinnen mit dem Verhältnis zwischen Normalität und Behinderung beschäftigt (vgl. Ulrike Schildmann, 1983; Annedore Prengel, 1984; Barbara Rohr, 1984 und 1992), aber alle drei haben wir unsere Konzentration auf den Zusammenhang zwischen Behinderung und Geschlecht gelegt und die Normalität als solche letzten Endes vernachlässigt.

Zum Forschungszusammenhang

Das Verhältnis zwischen Normalität – Behinderung – Geschlecht soll nun intensiv beforscht werden: Gefördert wird das Projekt als Teil eines interdisziplinären Projektverbundes seit dem Sommer 1998 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), zunächst für drei Jahre, mit der Möglichkeit einer dreijährigen Verlängerung.

Unter dem Titel „Leben an der Normalitätsgrenze: Behinderung und Prozesse flexibler Normalisierung" wird das Verhältnis zwischen Normalität, Behinderung und Geschlecht untersucht. Im Zentrum des Forschungsinteresses steht

- die Normalität im Sinne von Statistik und Durchschnittsbildung (normalistische Entwicklungslinien, „Kurven-Landschaft");
- das Verhältnis zwischen Normalität im statistischen Sinne und Normativität im wertsetzenden Sinne;
- das Verhältnis zwischen Protonormalismus, in dem Normalitätsgrenzen eindeutig und starr sind, und flexiblem Normalismus, der zu charakterisieren ist durch sanftere Konturen, durchlässigere Grenzen und die Aufforderung zu Normalisierung und Integration.

Das Schwergewicht unserer Untersuchung liegt auf der Normalität im Sinne von Statistik und Durchschnittsbildung. Erarbeitet werden sollen die normalistischen Entwicklungslinien, das Leben an der Normalitätsgrenze, sozusagen die „Kurvenlandschaft der Normalität".

In der ersten Projektphase (drei Jahre) untersucht „Teilprojekt 1" (Dr. Anne Waldschmidt) den Fachdiskurs der Behindertenpädagogik über Normalität und Behinderung, hinterfragt Klassifikationen, Sozialrecht und Statistik und analysiert das Normalitätskonzept zweier für die Behindertenpädagogik relevanter Reformbewegungen, Normalisierungsprinzip und Selbstbestimmt Leben. „Teilprojekt 3" (Dipl.-Päd. Sabine Lingenauber)

konzentriert sich auf die dritte relevante Reformbewegung, die Integrationspädagogik (Gemeinsame Erziehung behinderter und nichtbehinderter Kinder und Jugendlicher) und deren Normalitätskonzept. „Teilprojekt 2" (Ulrike Schildmann) untersucht den Fachdiskurs der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik sowie die offizielle Behindertenstatistik (Statistisches Bundesamt) zum Verhältnis von Normalität, Behinderung und Geschlecht. In der zweiten Projektphase (weitere drei Jahre) stehen zwei empirische Untersuchungen an, eine zur „Selbstnormalisierung" behinderter Frauen und Männer, die zweite zu Normalitätskonzepten bei Expertinnen der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik.

Eine besondere Chance für unsere Forschung sehen wir darin, daß dieses Projekt nicht als einzelnes aus der Behindertenpädagogik heraus arbeitet und sich damit nur auf die Ebene der speziellen oder sektoriellen Normalitäten konzentriert, sondern – durch den Forschungsprojektverbund – die Erkenntnisse ganz anderer Forschungsgebiete auf unsere Fragestellungen einwirken können und so die Chance entsteht, über die sektoriellen Normalitäten eine Konzeption „allgemeiner Normalitäten" zu entwickeln.

Das Gesamtprojekt trägt den Titel: „Leben in Kurvenlandschaften. Flexibler Normalismus in Arbeitsleben und Alltag, Medien, elementarer und belletristischer Literatur." Es besteht, neben dem behindertenpädagogischen Teilprojekt, aus Projekten der Literaturwissenschaft, Amerikanistik, Soziologie, Publizistik und Statistik. Sprecher ist Prof. Dr. Jürgen Link (Literaturwissenschaftler), der ein theoretisches Grundlagenwerk verfaßt hat, welches der gemeinsamen Diskussion dient: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen (Westdeutscher Verlag) 1997.

Theoretische Ansatzpunkte der wissenschaftlichen Analyse

Im folgenden will ich mich konzentrieren auf die drei gesellschaftlichen Strukturmerkmale Normalität – Behinderung – Geschlecht. Ich werde alle drei einzeln charakterisieren sowie eine Verbindung zwischen ihnen herstellen. Beginnen werde ich mit dem, was wir uns unter „Geschlecht" vorzustellen haben. Danach erläutere ich, was Behinderung bedeutet und stelle die bereits in der Diskussion befindlichen Denkansätze zum Zusammenhang von Geschlecht und Behinderung vor. Schließlich soll es um Normalität gehen und um die Beantwortung meiner wesentlichen Frage: Was ist normal? Die Kategorien Geschlecht und Behinderung spielen dabei zentrale Rollen.

Geschlecht und Behinderung – Zur Verbindung zweier sozialer Strukturmerkmal

Als Prinzip sozialer Gliederung erfaßt die Kategorie Geschlecht (ähnlich wie Klasse/Schicht) eine wesentliche gesellschaftliche Hierarchieebene. Sie ist ein struktureller Indikator gesellschaftlicher Ungleichheitslagen (vgl. Regina Becker-Schmidt, 1993, 44) und als solcher sehr stabil. Vor allem in der Statistik gilt die sexuelle Geschlechterdifferenz (sex) im Sinne der primären Geschlechtsmerkmale und des körperlichen Bimorphismus als objektives Merkmal.

Verdienst der neueren feministischen Frauenforschung ist es, das biologische Geschlecht in seinem gesellschaftlichen Zusammenhang (sex and gender) bewußt zu machen, ohne den es nicht existiert. Regina Becker-Schmidt (1993, 38) hat dies verdeutlicht in ihrer Untersuchung der etymologischen Herkunft des Begriffs Geschlecht, der im Althochdeutschen und auch noch im Mittelhochdeutschen Verwandtschaftsverhältnisse bezeichnete und erst in der Neuzeit Ausdruck der von Natur aus unterschiedlichen Körperlichkeit der Geschlechter wurde. Carol Hagemann-White spitzt den kulturellen Zusammenhang folgendermaßen zu: Das Geschlecht ist nicht etwas, das wir haben oder sind, sondern etwas, das wir tun (doing gender). Auf der Basis von Untersuchungen über die Lebensbedingungen transsexueller Menschen stellt sie fest, das einzelne Individuum könne nicht für sich und nach eigenem Wunsch sein Geschlecht leben, dies sei „... vielmehr ein interaktiver Vorgang, worin wir ganz unabdingbar auf die Mitwirkung unserer Gegenüber und so auf die mit ihnen geteilte unbewußte Alltagstheorie des Geschlechts in unserer Kultur angewiesen sind." (Carol Hagemann-White, 1993, 70)

Die soziale Konstruktion der Kategorie Geschlecht zeigt sich als Resultat gesellschaftlicher Konstituierungsprozesse, d. h. das Spannungsfeld zwischen den Geschlechtern unterliegt den jeweiligen gesellschaftlichen Bedingungen einer Epoche.

Während das Geschlecht eine feste und gewissermaßen sozial verfestigte Strukturkategorie ist, ist Behinderung eher ein Strukturmerkmal, welches durch weniger Festigkeit gekennzeichnet zu sein scheint. An oberster Stelle ist festzuhalten: Es gibt keinen einheitlichen, allgemein anerkannten Behinderungsbegriff, und die verschiedenen Begriffe sind mehr oder weniger zweckgebunden und haben unterschiedliche Folgen für die betroffenen Personen. (Vgl. Alfred Sander, 1988, 75)

Behinderung als umfassender Oberbegriff ist erst seit wenigen Jahrzehnten gebräuchlich. Ich will kurz in die Begriffsgeschichte zurückgehen, um dies zu erläutern. Mit dem Entstehen und der Entwicklung der Heilpädagogik wurde zunächst die medizinische Terminologie übernommen; die Heilpädagogik entwickelte zunächst keine eigene Theorie, sie

orientierte sich u. a. an der Psychiatrie und verstand sich als deren praktisches Anwendungsgebiet. So gibt es weder im Enzyklopädischen Handbuch der Heilpädagogik von 1911 noch in dem Nachfolgewerk von 1969 ein Stichwort Behinderung. (Vgl. Sander, 75) Der Begriff „Behinderter" wurde in den 1920er Jahren gebräuchlich, allerdings immer mit einer Konkretisierung, zunächst v. a. „Körperbehinderter" (statt Krüppel). Im Reichsschulpflichtgesetz des Nazi-Regimes von 1938 wurde der Begriff „behindert" mit dem Zusatz „geistig und körperlich" versehen. (Vgl. Sander, 76) Im Sozialhilfegesetz der Bundesrepublik Deutschland von 1961 taucht erstmals der Begriff „Eingliederungshilfe für Behinderte" auf. Von diesem Zeitpunkt an sind in der Behindertenpolitik und Behindertenpädagogik Definitionsversuche zu finden, die sich an je unterschiedlichen gesellschaftlichen Zwecken und Zielen (Bildungspolitik, Arbeitsmarkt usw.) orientieren. Der Behinderungsbegriff der Weltgesundheitsorganisation (WHO) von 1980 zeigt vielleicht am deutlichsten die soziale Dimension dieses gesellschaftlichen Phänomens. Untergliedert wird hier in: (medizinisch-organische) Schädigung, daraus folgende individuelle Beeinträchtigung/Leistungsminderung und erst darauf aufbauend Behinderung als gesellschaftliches, soziales Phänomen. (Vgl. Weltgesundheitsorganisation, 1980) Behinderung tritt erst ein, wenn ein Individuum aufgrund einer Schädigung und/oder individuellen Beeinträchtigung gesellschaftliche Minimalvorstellungen nicht erfüllt. Für die BRD formulierte erstmals Wolfgang Jantzen (1974, 20) diesen Zusammenhang. Ich füge dieser heute üblichen Definition hinzu: Behinderung ist eine Medaille mit zwei Seiten, der des Behindertwerdens und der des Behindertseins. Das bedeutet, die Gesellschaft setzt besondere Maßnahmen, Kontrollen, Sanktionen ein, um den Status der abweichenden Person am Rande oder jenseits der Normalität zu regeln, womit die betreffende Person diszipliniert und möglicherweise auf einen engen Spielraum eingeschränkt wird, und die betroffene Person muß sich mit den gesellschaftlichen Vorgaben arrangieren, sich darauf einlassen und sich in das vorgesehene Leben einpassen. (Vgl. Ulrike Schildmann, 1983, 39 ff)

Die Minimalvorstellungen einer Gesellschaft sind erstens veränderlich und zweitens an grundlegende Vorstellungen und Strukturen geknüpft, so nämlich vor allem an geschlechterspezifische Normalitätsvorstellungen. Diese stehen in direktem Zusammenhang mit der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung und werden im Zuge der Sozialisation vermittelt und angeeignet.

Die Verbindung zwischen Geschlecht und Behinderung, um die es im folgenden gehen soll, wird von Vera Moser folgendermaßen entfaltet: „Mit der Moderne gewinnt die Unterscheidung zwischen den Geschlechtern zunehmende Bedeutung, mit der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft bilden sich weiterhin die Kategorien Klasse, Rasse, Behinderung

heraus. Allen Kategorien ist eine biologistische Tendenz nachzuweisen ..." (Vera Moser, 1997, 138) Die Kategorien nehmen körperliche Formen an, werden als „Natur" der Träger interpretiert; Moser spricht von „Einschreibungen in den Körper„. (Moser, 139) Hier gewinnt der Begriff Identität eine besondere Bedeutung: Die Herausbildung eines Selbst-Bewußtseins in Auseinandersetzung und Abstimmung mit Fremdwahrnehmung vollzieht sich in einem „Akt, der den Körper als identitätsstiftendes 'Merkmal' benötigt". (Moser, 140) Soziale Bedeutungen und Interpretationen werden vom Körper aufgenommen. In Anlehnung an Michel Foucault, der die Zusammenhänge zwischen Körper und Macht herausgearbeitet hat, „die sogenannten 'Zurichtungen der Körper'" (Moser, 140), vertritt die Autorin die These, die Erziehung des Körpers werde zum wesentlichen Instrument der Erziehung des Menschen. (Vgl. Moser, 140 f)

Körper und Identität stellen also eine untrennbare Einheit dar. Der Körper erfährt zwei wesentliche Beurteilungen: Die erste ist an das Geschlecht gebunden. Die moderne Gesellschaft funktioniert auf der Basis einer binären Anordnung der Geschlechter. Die kulturelle Vorstellung von der Ergänzung der Geschlechter zu einem Ganzen ist ungleich gebrochen: das Männliche gilt als das Wesentliche, das Weibliche als – wenn auch notwendige – Ergänzung des Wesentlichen. „Damit erhalten wir die Struktur von dem Einen und dem Anderen, wobei das Eine zu identifizieren ist, weil es die Grenze zu dem Anderen selbst enthält und das Andere damit hervorbringt." (Moser, 142) So entsteht das Männliche als das Normative und das Weibliche als das davon Abgeleitete. (Vgl. Moser, 142) Die Normativität des Männlichen ist ein historisches Produkt, wie kulturhistorische Studien zeigen.

Das auf dieser Basis entstandene Begriffspaar lautet auf der abstrakten Ebene: Normalität und Abweichung. Damit kommen wir zu der Verbindung zwischen weiblichem Geschlecht als Abweichung von der männlichen Norm und Behinderung als Abweichung von eben dieser Norm, ausgedrückt in den Kategorien Gesundheit und Leistung.

- Beide verbindet die Zuschreibung des Unvollständigen im Vergleich zur Norm;
- Beide Unvollständigkeiten werden an den Körper geheftet. (Vgl. Moser, 142)

Die Überschreitung der Grenze hin zum Normalen geht mit einem „obwohl" oder „trotzdem" vonstatten: Eine Frau leistet etwas, das nur von Männern erwartet wird, obwohl sie eine Frau ist; ähnliches trifft man bei behinderten Menschen gegenüber nichtbehinderten an. Dadurch wird die Grenze zwischen Männern und Frauen oder zwischen Nichtbehinderten und Behinderten geradezu wiederhergestellt. (Vgl. Moser, 143)

Normalität als gesellschaftliches Strukturmerkmal

Damit komme ich zur Hauptfrage meines Beitrags: Was ist normal? Bei meinen Ausführungen orientiere ich mich an dem oben genannten Buch von Jürgen Link (1997), in dem fast durchgängig von Normalismus die Rede ist, einem Kombinat aus einzelnen Normalitäten. Dabei werde ich mich auf die für den vorliegenden Zusammenhang wesentlichen Elemente konzentrieren, die in sechs Punkten zur Diskussion gestellt werden:

Normalität als diskursive Strategie:
Was ist normal? Normalität läßt sich nicht im strikten Sinn definieren. Sie bildet sich in der alltäglichen oder der Fachdiskussion – immer wieder neu – heraus. Soziologisch gesprochen ist Normalität eine diskursive Strategie, ein „Kombinat aus heterogenen Diskurskomplexen und Dispositiven (1), das 'spinnenartig' um eine Kern-Funktion und ein Kern-Dispositiv herum montiert ist." (Jürgen Link, 1997, 342) Die Feststellung darüber, was in einer jeweiligen gesellschaftlichen Situation für normal zu halten ist, dient der sozialen Vergewisserung und Versicherung der Menschen.

Zum Verhältnis von Normalität und Normativität:
Normalität läßt sich unterscheiden von Normativität. Bei der alltäglichen Normalität geht es immer um prekäre Verhaltensgrenzen. Es handelt sich um Toleranz-Grenzen bzw. Handlungsbedarfs-Grenzen: „Im 'Inneren' der Toleranz-Grenzen wird (...) stets ein breiter Bereich sicherer, undiskutabler Normalität konstituiert (...) im 'Äußeren' ein Bereich indiskutabler Anormalität, Devianz, zweifelsfreien Interventionsbedarfs." (Link, 21 f) Im öffentlichen oder im Fachdiskurs pendeln sich die Toleranzgrenzen immer wieder neu ein, und Handlungsbedarf wird auf dieser Basis immer wieder neu überprüft und formuliert. Gegenüber dieser Definition von Normalität wird Normativität vor allem im juristischen oder ethischen Sinne definiert. Während eine klassisch-juristische Norm ein bestimmtes Verhalten eindeutig als entweder zulässig oder unzulässig definiert und das Problem der Toleranz überhaupt und grundsätzlich aufwirft, stellt sich die alltägliche Frage nach der Normalität anders, unterhalb oder jenseits der juristischen Fixierung. Normalität arbeitet mit (quasi-technischen) Toleranzen. Im Vergleich zur Normativität ist Normalität eine graduelle Kategorie. Es geht um das Einstellen in einem quasi-technischen Sinne, vergleichbar der Markierung auf einem Thermostat. (Vgl. Link, 22) Und wieder kommt der oben genannte Aspekt der sozialen Vergewisserung und Versicherung hinzu, um die es in der alltäglichen Auseinandersetzung geht: „Der Graduierung von Normalität scheint ferner stets eine parallele Graduierung von Sicherheit (...) zu korrespondieren, wobei auf die Bewegung im Grenzbereich lediglich der Schatten des Risikos, nicht notwendig aber der des ethisch Unzulässigen fällt." (Link, 22) Die Unterscheidung zwi-

schen dem festgefügten Gebäude der Rechts-Norm und der flexibleren alltäglichen Normalität, die sich an kurzfristigeren gesellschaftlichen Veränderungen und Stimmungen orientiert, ist für den Zusammenhang zwischen Normalität – Behinderung – Geschlecht von großer Wichtigkeit; denn was in der Gesellschaft als Behinderung empfunden wird und sich dann als entsprechender Komplex von Abweichung formiert, findet zunächst jenseits oder unterhalb juristischer Fixierungen seinen Ausdruck. Nur grundlegende Aspekte werden auch juristisch fixiert und geregelt.

Protonormalismus und flexibler Normalismus:
Innerhalb des Normalismus-Konstruktes ist zu differenzieren zwischen Protonormalismus und flexiblem Normalismus. Protonormalismus haben wir uns vorzustellen als fixierend, „fixistisch" (vgl. Link, 29); er ist gekennzeichnet durch Dichotomien wie gesund/krank u. ä. und beinhaltet die starre Ausgrenzung der Abweichenden. In der Behindertenpolitik befindet er sich – insgesamt gesehen – auf dem Rückzug gegenüber dem flexiblen Normalismus, mit dem bewegliche Normalitätsgrenzen einhergehen und der sich nach Link über die permanente Strategie der Normalisierung einspielt.

Für die Behindertenpädagogik eröffnet sich hier ein Diskussionsfeld; ihr Verständnis von Normalisierung gemäß dem formulierten „Normalisierungsprinzip" (s. o.) ist ein anderes als das Normalisierungsverständnis von Link. Der permanenten Strategie der Normalisierung im Sinne von Angleichung oder Anpassung an neue, modernere Gegebenheiten stellt sie eine klare Strategie mit festgelegten Prinzipien gegenüber, die systematisch – gezielt und kontrolliert – gesellschaftliche Mißstände abbauen soll. Beide genannten Normalisierungsverständnisse sind in der Forschungsarbeit näher zu untersuchen.

Normalistische Subjektivität:
Die permanente Normalisierung im Linkschen Sinne bedarf gesellschaftlicher Subjekte, die die Notwendigkeit der Neuorientierung und Anpassung an gesellschaftliche Veränderungen verspüren oder zumindest einsehen. So bildet sich eine „normalistische Subjektivität" heraus, eine Subjektivität also, die am gesellschaftlichen Fortschritt orientiert und sich darauf einzustellen bereit ist. Sie „beruht auf der Fähigkeit zur Selbstnormalisierung" (Link, 25) Die Selbstnormalisierung geschieht zum einen durch individuelle Orientierung an gesellschaftlichen Durchschnittswerten. Grundlage dafür ist eine massenhafte quantitative Verdatung der Bevölkerung. Zum anderen – der quantitativen Verdatung zur Seite gestellt – wird Selbstnormalisierung befördert durch das Mittel subjektiv-qualitativer Verdatung: „Coming-out-Geständnisse" einzelner Menschen bilden die zweite Seite der Medaille. Quantitative und qualitative Verdatung liefern

gemeinsam „die Basis sowohl für expertokratische Normalisierungen en gros wie für persönliche Selbstnormalisierungen en detail." (Link, 369)

Konstitution von Basis-Normalfeldern:
„Wesentlich für die soziale Funktion des Normalismus sind eine Reihe ausgesprochen genereller Normalfelder, die 'Basis-Normalfelder' heißen sollen." (Link, 321) Als wichtigste institutionalisierte Basis-Normalfelder sieht Link an: Leistung, Intelligenz, Motivation (inklusive Optimismus/Pessimismus), Sicherheit, Gesundheit/Streß, soziale Kohäsion/Solidarität, soziale Adaptation/Inadaptation, soziales Prestige, sexuelle Befriedigung. Für all diese Felder wurden und werden Indikatoren entwickelt und ständig umentwickelt." (Link, 321)

Für die Behindertenpädagogik zentral scheinen die Felder Intelligenz, Leistung und Gesundheit zu sein. Sie werden zum Maßstab aller wesentlichen Behinderungsdefinitionen genommen.

Generalisierte und separierte Normalitätsfelder:
Nach Link existieren generalisierte Normalitätsfelder, die in einer bestimmten Epoche für alle Menschen gleichermaßen gelten; daneben hält der Normalismus aber diverse separate Normalfelder bereit; so wird etwa definiert, was für Frauen normal sei (zum Beispiel eigene Kinder in die Welt zu setzen und großzuziehen; für Männer kann gerade dies irrelevant oder unter bestimmten Voraussetzungen auch unnormal sein), oder was einen gesunden Arbeiter ausmacht (nämlich seine Erwerbsarbeitsfähigkeit; nach überstandener Krankheit wird der Arbeiter „gesund" geschrieben). In der ständigen Bemühung um Herstellung von Normalität wird gleichzeitig Diskontinuität symbolisch und semantisch (in der Regel durch Binäroppositionen) markiert: männlich vs. weiblich, gesund vs. krank, vernünftig vs. wahnsinnig, normal vs. behindert.

Auf der Basis grundlegender gesellschaftlicher Strukturen, so vor allem der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung, wird sektoriell normalistisch austariert, worin durchschnittliche Leistungsfähigkeit und Integration bzw. individuelle Beeinträchtigung sowie Behinderung auf der Basis gesundheitlicher Schädigungen bestehen.

Schluß

Geschlecht – Behinderung – Normalität stehen in einem direkten Zusammenhang. Während aber das Geschlecht als stabile gesellschaftliche Strukturkategorie anzusehen ist (in der modernen Gesellschaft binär organisiert), sind Normalität und Behinderung instabilere, flexiblere Strukturmerkmale, die weichere Konturen haben und im ständigen sozialen Diskurs ausgelotet werden. Wenn auch die Normalität vor allem über Abweichung sichtbar wird und deshalb zumeist selbst undefiniert bleibt, so deuten doch ihre hier diskutierten Strukturelemente an, daß Normalität nicht nur indirekt, also durch Untersuchung des Abweichenden zu fassen ist, sondern auch direkt. Das vorliegende Forschungsprojekt wird sich zum Beispiel mit der Frage beschäftigen, welches professionelle und individuelle Normalitätsverständnis die Vertreterinnen der „Frauenforschung in der Behindertenpädagogik" haben; es wird darüber hinaus empirisch untersuchen, wie behinderte Menschen (Frauen und Männer) in die gesellschaftliche Normalität eingebunden sind und ihre „Selbstnormalisierung" betreiben.

Anmerkung

(1) Dispositiv: ein Begriff von Michel Foucault, der aber keine eindeutige Definition liefert; Bezeichnung für ein „heterogenes Ensemble", ein „Netz" von Elementen, eine „Formation" mit „vorwiegend strategischer Funktion". „Foucault scheint unter dem Dispositiv eine besondere, relativ stabile und ausdifferenzierte Verkettung von Machtverhältnissen zu verstehen, einen Kristallisationspunkt von Macht und Wissen oder einen Haltepunkt der Machtlinien in ihrem unentwegten Hin und Her. Vor allem in 'Der Wille zum Wissen', der Untersuchung Foucaults über den Zusammenhang von Sexualität, Macht und Wissen, spielt das Dispositiv eine große Rolle." (Anne Waldschmidt: Das Subjekt in der Humangenetik. Expertendiskurse zur Programmatik und Konzeption der genetischen Beratung 1945-1990, Münster 1996, S. 38f.)

Literatur

Arbeitskreis Sonderpädagogik der Senatskommission Erziehungswissenschaft der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Bericht über das Kolloquium „Zum Begriff der Behinderung", in: Zeitschrift für Heilpädagogik, Heft 7/1976.

Beck, Iris, Willi Düe, Heinz Wieland (Hg.). Normalisierung. Behindertenpädagogische und sozialpolitische Perspektiven eines Reformkonzeptes, Heidelberg 1996.

Becker-Schmidt, Regina. Geschlechterdifferenz – Geschlechterverhältnis: Soziale Dimensionen des Begriffs „Geschlecht", in: Zeitschrift für Frauenforschung, Heft 1/2/1993, S. 37-46.
Hagemann-White, Carol. Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen zu einer theoretischen Einsicht, in: Feministische Studien, Heft 2/1993, S. 68-78.
Hanselmann, Heinrich. Wer ist normal? in: Schweizerische Pädagogische Zeitschrift, Heft 38/1928, S. 251-259 und 283-287.
Jantzen, Wolfgang. Sozialisation und Behinderung, Gießen 1974.
Klauer, Karl-Josef. Subnormalität und Rehabilitation bei Hilfsschulkindern, in: Zeitschrift für Heilpädagogik, Heft 11/1960, S. 558-568.
Lindmeier, Christian. Behinderung – Phänomen oder Faktum?, Bad Heilbrunn 1993.
Link, Jürgen. Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen 1997.
Moser, Vera. Geschlecht: behindert? Geschlechterdifferenz aus sonderpädagogischer Perspektive, in: Behindertenpädagogik, Heft 2/1997, S. 138-149.
Mürner, Christian. Normalität und Behinderung, Weinheim 1982.
Nirje, Bengt. The Normalization Principle Papers, Uppsala 1992.
Nirje, Bengt. Das Normalisierungsprinzip – 25 Jahre danach, in: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete, Heft 1/1994, S. 12-35.
Prengel, Annedore. Schulversagerinnen. Versuch über diskursive, sozialhistorische und pädagogische Ausgrenzungen des Weiblichen, Gießen 1984.
Rohr, Barbara. Mädchen – Frau – Pädagogin. Texte zu Problemen der Persönlichkeitsentwicklung, Köln 1984.
Rohr, Barbara. Die allmähliche Schärfung des weiblichen Blicks. Eine Bildungsgeschichte zwischen Faschismus und Frauenbewegung, Hamburg 1992.
Sander, Alfred. Behinderungsbegriffe und ihre Konsequenzen für die Integration, in: Hans Eberwein (Hg.): Behinderte und Nichtbehinderte lernen gemeinsam. Handbuch der Integrationspädagogik, Weinheim und Basel 1988, S. 75-82.
Schildmann, Ulrike. Lebensbedingungen behinderter Frauen, Gießen 1983.
Schildmann, Ulrike. Die Geschlechterdimension in der Behindertenpädagogik und der Integrationspädagogik, in: Kurt Beutler u. a. (Hg.): Jahrbuch für Pädagogik 1994, Frankfurt am Main 1994, S. 311-324.
Schildmann, Ulrike. Sonderpädagogik. Kritische Reflexionen über ein Fach aus der Sicht der feministischen Frauenforschung, in: Birgit Warzecha (Hg.): Geschlechterdifferenz in der Sonderpädagogik. Forschung – Praxis – Perspektiven, Hamburg 1997, S. 6-23.

Schildmann, Ulrike. Integrationspädagogik und Normalisierungsprinzip – ein kritischer Vergleich, in: Zeitschrift für Heilpädagogik, Heft 3/1997, S. 90-96.

Waldschmidt, Anne. Das Subjekt in der Humangenetik. Expertendiskurse zur Programmatik und Konzeption der genetischen Beratung 1945-1990, Münster 1996.

Weltgesundheitsorganisation (WHO). International Classification of Impairments, Disabilities, and Handicaps, Genf 1980.

Wolfensberger, Wolf. Die Bewertung der sozialen Rollen. Eine kurze Einführung zur Bewertung der sozialen Rollen als Grundbegriff beim Aufbau von Sozialdiensten, Genf 1991.